

# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 8.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

## Die Quellen von Ischl.

Novelle von Bernd von Gusek.

(Fortsetzung.)

Franz hatte mittlerweile sich dem jungen Mädchen, welches geduldig auf der Bank saß, genähert und ein Gespräch angeknüpft. Sie antwortete unbefangen, ohne Verlegenheit auf seine nicht allzubeschreibenen Fragen. Aus Böhmen komme sie, ihr Vater sei Arzt und für diese Badezeit, weil sein Ruf ihn empfohlen habe, von einer ausländischen Fürstin engagirt, welche schon vor ihnen in Ischl angekommen sein müsse.

„Wie lange werden Sie sich hier aufhalten?“ fragte Franz.

„Das hängt wohl von dem Gesundheitszustande der Fürstin ab,“ antwortete sie. „Mein Vater sagt, wenigstens sechs Wochen.“

„Sie freuen sich darüber! Ischl ist sehr schön und seine Umgebungen erst!“ sagte Franz.

„Ach, mein Herr, ich werde sie wenig sehen,“ erwiderte das Mädchen mit einem kleinen Seufzer. „Ich werde überhaupt hier ein trauriges Leben führen, mein Vater muß immer um die Fürstin sein, ich habe keine Bekannte, an die ich mich anschließen könnte, ich werde wohl meist zu Hause sitzen.“

„O, Sie müssen sich entschädigen!“ rief Franz. „Beneidenswerth, wem Sie erlauben, Ihnen die Einsamkeit minder drückend zu machen.“

Sie sah ihn unschuldig fragend an, sein Blick

mochte ihr aber schnell das Verständniß eröffnen, denn sie erröthete plötzlich und wandte ihr Auge mit einer gewissen Unruhe nach dem Eingange des Hofes. Franz nahm dies in seiner Selbstgefälligkeit für das günstigste Zeichen und setzte sich stracks neben sie.

„Warum derangiren Sie sich?“ fragte er, als sie schnell weiter rückte. „Es ist Platz genug für ein Paar, das sich verträgt.“

Sie antwortete nicht, aber ihre dunkeln Augenbrauen zogen sich etwas böse zusammen, was ihr ganz allerliebste stand.

„Nun, Fräulein Ida? Sie sehen, ich habe Ihren Namen aufgefangen,“ sagte Franz. „Aber Sie thun ja, als wäre ich mit der Pest behaftet? Ist Ihnen meine Gegenwart unangenehm?“

Da trat, recht zu ihrer Erleichterung, ein Reisebekannter, mit welchem sie auf dem Dampfschiffe über den Gmundener See gefahren, aus der Thüre des Hauses; auch Franz erkannte ihn als den Mann der jungen hübschen Frau, die ihm so weit entgegen gegangen war.

„Haben Sie meinen Vater nicht gesehen, Herr Rittmeister?“ fragte das Mädchen mit einer wahren Freude, von dem Tête-à-Tête erlöst zu sein, und als der Militair ihr freundlich antwortete, daß er ihn auf der Esplanade, aber immer vergeblich nach einer Wohnung suchend, getroffen habe, bat sie ihn, unter seiner Obhut bleiben zu dürfen, bis der Vater zurückkehre. Sie fühlte sich wirklich verlassen in diesem Augenblicke.

Der Rittmeister sagte ihr wohlwollend zu, und Franz, nachdem er noch eine Weile mit der gleichgültigsten Miene von der Welt dagesessen hatte, stand langsam auf und ging, seinen Freund zu suchen, den er im Gastzimmer fand, eifrig die schlechtgeschriebene Babeliste studierend.

„Ich forsche nach dem Namen der schönen, zärtlichen Frau,“ sagte Bruno. „Doch sind hier zu viel Officiersdamen.“

„Jetzt kann ich Ihnen dienen, Herr Baron,“ sprach der hinzutretende Oberkellner. „Ihr Mann ist so eben im Hofe, um seine Koffer in Empfang zu nehmen, ich habe im Stillen seinen Diener gefragt, er heißt Graf Kippach und ist Rittmeister im Regiment \* \* Chevaurlegers.“

„Gut!“ sagte Bruno. „Seine Wohnung?“ Der Oberkellner nannte sie. — „Vortrefflich, Sie sind ein Muster von Intelligenz!“ — Der Geschmeichelte verbeugte sich, mit der Serviette wedelnd.

„Wissen Sie auch, wer die vornehme Herrschaft war, die heute mit zwei Wagen, sechs- und vierspännig, ankam?“ fragte Franz.

„Eine russische Fürstin,“ antwortete der Oberkellner. „Ihren Namen habe ich nicht behalten können, aber sie wohnt auf der Esplanade, das zweite oder dritte Haus von Ihrer Majestät von Preußen — Sie wissen doch, wo die schwarzen Adler an der Hausthüre angebracht sind, zu Ehren Seiner Majestät des Königs — dort hat die Fürstin schon seit vierzehn Tagen Wohnung bestellt. Wenn Sie den Namen wissen wollen, Herr Baron?“

„Ich danke Ihnen, auf den Namen kommt es mir nicht an,“ erwiderte Franz. „Die Weinkarte!“

Er bestellte Ruster Ausbruch, schenkte seinem gedankvollen Freunde und sich ein, fließ mit ihm auf „gutes Glück!“ an und schlürfte den feurigen Wein mit großem Wohlbehagen.

„Aber woran denkst Du denn, Bruno?“ fragte er. „Du verdrehst ja förmlich die Augen.“

„Ich muß Dir gestehen,“ sagte Bruno, indem er mehrmals seinen glänzenden Bart über Kinn und Backen hinaustrich, „daß ich mich mit dem Bilde der schönen Frau beschäftige, die auf mich wirklich eine Art Eindruck gemacht hat.“

Franz lachte laut auf.

„Lache nur!“ sagte Bruno. „Ich fordere Dich heraus, mir eine weibliche Gestalt zu zeigen, die mehr Ebenmaß der Formen, mehr Grazie der Bewegung

hätte. Und welcher einschmeichelnde Ton der Stimme, wie sie mit ihrem Bären von Manne sprach! Wie war jede ihrer Aeußerungen noch so kindlich, so jungfräulich, möchte ich sagen!“

„O, alter Mensch, alter Mensch!“ rief Franz. „Kann Dir so etwas noch passiren!“

„Ich bin acht Jahr älter als Du,“ versetzte Bruno. „Aber im Ganzen doch noch jünger.“ In einer raschen Anwandlung stand er auf und stellte sich vor den Spiegel. Der zeigte ihm das Bild eines jungen Mannes mit ausdrucksvollem, ein wenig bleichem Gesichte, das in Momenten des Effects sogar schön genannt werden konnte, von dunkeln feurigen Augen belebt, vom schwarzen Haupt- und Barthaar gekräfftigt. Konnte sich Baron Bruno mit dem Ehemanne der jungen Frau messen? Dieser Gedanke beschäftigte seinen Geist und des Spiegels Antwort schien ihn zufrieden zu stellen, denn er wandte sich mit einer Miene, welche das aussprach, zu seinem Freunde zurück und schlug ihm noch einen Spaziergang über die Esplanade vor.

„Dort kannst Du zugleich sehen, ob Du die Eignerin der schönen Hand entdecken magst,“ sagte er. „Oder hast Du sie über der kleinen Brünette vergessen?“

„Unbedeutend! Milch und Wasser! Kein Geist, kein Feuerstoff!“ erwiderte Franz, das letzte Glas austrinkend. „Ihre sechszehn Jahre und die gänzliche Unerfahrenheit sind ihr einziger Reiz. Faute de mieux könnte ich ihr allerdings die Einsamkeit versüßen. Nous verrons, Freund.“

Guter Baron, hättest Du die Schilderung mit angehört, welche das unerfahrene Kind ihrem Vater von Dir entwarf, als sie in dem kleinen Stübchen ihrer endlich erlangten Wohnung mit Auspacken beschäftigt war! Sie würde Deine Selbstliebe nicht wenig entrüftet haben.

„Laß gut sein, Kind,“ erwiderte der Vater, indem er sie mit seinen klugen Augen lange anblickte. „Dergleichen Käuze muß es auch geben. Sie dienen dazu, eine wahre gediegene Männlichkeit in besseres Licht zu setzen.“

„Wirst Du die Fürstin noch heute auffuchen?“ fragte sie.

„Ich muß wohl,“ antwortete er. „Sie wird tausend Fragen zu thun haben und vornehme Damen sind ungeduldig. Ueberhaupt kenne ich sie noch zu wenig, weiß nur über ihren Gesundheitszustand zu urtheilen und wie die Psyche auf letztern Einfluß hat, brauche ich meiner verständigen Ida wohl nicht erst zu erklären.“

Dann möchte ich auch meinen Herrn Kollegen, den Brunnenarzt, noch kennen lernen.“

„Zu einem Besuche ist doch heute keine Zeit mehr,“ wandte die Tochter ein.

„Männer der Wissenschaft hängen nicht an kleinlichen conventionellen Rücksichten,“ versetzte er. „Doctor Breuner ist mir als ein höchst einsichtsvoller Mann und tüchtiger praktischer Arzt bekannt, ich scheue mich nicht, ihm noch bei sinkendem Abende meine Achtung zu versichern. Sind meine Kleider in Ordnung, Ida?“

Er begab sich in das anstoßende Kabinet, um sich anzukleiden. Ida räumte während der Zeit auf und gab dem bescheidenen Zimmer bald ein wohnliches Ansehen. Der Vater lobte sie, als er wieder erschien, und nahm mit einem Kusse von ihr Abschied.

„Nun geht die Einsamkeit an,“ dachte sie, wieder mit einem kleinen Seufzer, welchen ihr unsere jungen Leserinnen nicht verargen werden. Sie trat an alle drei Fenster ihres Eckzimmers und sah hinaus. Rings umher kleine Gemüsegärten, zerstreute Häuser und Ställe, nirgends ein freier Fernblick, selbst nicht gen Himmel, wo die mächtigen Bergmassen sich hindernd emporthürmten. Auf ihnen lag aller Glanz des Sommerabends und machte der armen Ida das Herz noch schwerer, so daß ihr zu Muth war, wie einem frisch eingefangenen Vögelchen. Sie setzte sich resignirt auf das Sopha, stützte ihren Kopf in die Hand und dachte an ihr schönes Prag, an das letzte Concert auf der Schützeninsel, wo sie mit guten Freundinnen den zauberischen Walzerklängen gelauscht, welche Herr Swoboda vor dem Publikum erklingen lassen — und noch an Manches dachte sie, von dem sie sich hatte trennen müssen. Da wurde sie sehr traurig.

Ihr Vater hatte die Wohnung der Fürstin bald gefunden. Im Hause waren ein Paar Livreebediente mit rundgeschornen Haaren noch mit den Koffern und Wachen beschäftigt, es herrschte ein strenger Fuchtergeruch, welcher des Arztes Schritte beschleunigte. Oben an der Treppe empfing ihn ein Kammerdiener in schwarzer, etwas schwerfälliger Kleidung und fragte ihn französisch, zu wem er wolle?

„Doctor Sill,“ gab der Arzt zur Antwort.

„Der befindet sich nicht im Gefolge Ihrer Erlaucht,“ sagte der Kammerdiener geringschätzig.

„Mein Freund, ich bin Doctor Sill und wünsche, Ihrer Erlaucht gemeldet zu werden,“ versetzte der Arzt mit einigem Nachdruck.

„Bedauere,“ erwiderte der Kammerdiener. „Ihre Erlaucht sind sehr fatiguirt, und zu einer so unpassenden Stunde —“

„Wollen Sie nicht auch der Krankheit bestimmte Stunden zur Audienz vorschreiben?“ rief der Arzt ungeduldig.

„Mein Gott! Welcher Aufruhr im Vorzimmer!“ ließ sich hinter dem Diener eine weibliche Stimme vernehmen.

„Dieser Herr —“ sagte der Kammerdiener entschuldigend.

„Wenn der Herr unverschämt ist, warum weisen Sie ihm nicht die Treppe?“ rief die hagere, in ein leuchtendes Mantelet gekleidete Frau, welche sich jetzt den Blicken des entrüsteten Arztes darstellte.

„Wer sind Sie, Madame?“ rief er heftig.

„Haben Sie ein Recht, darnach zu fragen?“ erwiderte sie. „Wird man hier, kaum angelangt, von Sollicitanten überlaufen?“

„So machen Sie es mit Ihrer Erlaucht ab, daß Sie mich, ihren Arzt, beleidigt haben! Ich komme nicht wieder!“ sagte Doctor Sill zornig und kehrte Beiden den Rücken.

„Wie? Sie wären —?“ rief die hagere Frau erschrocken. „Großer Gott! Die Fürstin zählt die Augenblicke —“

„Herr Doctor, Herr Leibarzt!“ schrie der Kammerdiener und eilte ihm nach.

„Mein Gott! Welches Mißverständniß!“ rief die Frau von der Treppe. „Ich beschwöre Sie, kehren Sie zurück. Sie werden mit Sehnsucht erwartet! Swann, schaff' uns den Herrn Doctor wieder, sonst sind wir verloren.“

Swann, der Kammerdiener, haschte nach dem Rockzipfel des Arztes. „Verzeihung, Verzeihung!“ bat er. „Ein unbegreiflicher Irrthum ließ mich Sie verkennen. Strafen Sie mich, wie Sie wollen, nur kommen Sie. Machen Sie mich nicht unglücklich!“ Seine anmaßende Unverschämtheit hatte sich in Kriecherei verwandelt, aber das empörte den biedern Arzt nur noch mehr und er wäre gewiß fortgegangen, wenn ihm nicht einer der Russen, der nicht verstand, was Beide mit einander hatten und nur sah, daß Herr Swann den Fremden vergeblich zurückzuhalten suchte, dem Beteren mit einem peremptorischen: *stoi!* in den Weg getreten wäre.

Das gab aber dem Austritt eine komische Wendung. Doctor Sill, von seinem erwachenden Humor besänftigt, rief lachend: „Nun, das ist der kategorische

Imperativ, die ultima ratio principum. Dagegen hilft keine ohnmächtige Protestation.“

„O, mein Herr, wie soll ich es wagen, Sie um Verzeihung zu bitten?“ rief die Frau im Mantelet, als sie ihn zurückkehren sah. „Gedenken Sie meiner unbegreiflichen Verblendung nicht gegen Ihre Erlaucht—“

„Mit wem habe ich also die Ehre —?“ fragte der Arzt lächelnd.

„Ich bin die erste Kammerfrau Ihrer Erlaucht,“ antwortete sie mit tiefem Knixe.

Der vorausgeeilte Diener brachte den Bescheid: „Sehr willkommen!“ auf seine Meldung zurück und öffnete Doctor Sill weit die Thüre. Sobald er sie aber hinter ihm geschlossen hatte, schnitt er ein verdrießliches Gesicht und sagte russisch: „Muß man dem deutschen Pflasterstreicher gar schön thun! Ein Duzend Kantschuhiebe und hinausgeworfen, das gehört ihm!“

„Erbarme Dich!“ sagte die Kammerfrau mit dem Lieblingsausruf der Russen. „Ich bitte Dich, Swan Nikititsch, sprich nicht so unvorsichtige Worte. Wer ist mächtiger bei den Hohen, als ihr Beichtvater und ihr Arzt? Und weißt Du nicht, daß die Fürstin ihre ganze Hoffnung auf diesen deutschen Bader gesetzt hat? Was gilt es, so kann er mit ihr machen, was er will — denn die Deutschen haben nun einmal den Vorzug vor uns treuen Russen!“

„Ja,“ bestätigte Swan mürrisch. „Da hast Du Recht, Lenuschka Grigorowna.“

Der Arzt war in ein kleines Zimmer getreten, wo ihm eine jüngere Dienerin bescheiden die innere Thüre öffnete, welche nach dem für die Fürstin eingerichteten Gemache führte. Hier waren schon die Fensterladen geschlossen und Lampenlicht erhellte den Raum, in welchem des Arztes Blick zwei Frauen entdeckte, die Eine halb ruhend auf einem Polster, die Andere an dem kleinen Tische sitzend, der die Lampe trug.

„Treten Sie näher, mein lieber Doctor,“ sagte die ruhende Dame mit einer sanften, schwachen Stimme. „Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen und daß Sie mir Ihre Kunst weihen wollen. Mein Neffe, der Legationsrath, hat mir so viel Ausgezeichnetes von Ihnen geschrieben!“

„Das ich wohl nicht halb verdiene, Erlaucht,“ antwortete der Arzt, welcher mit tiefer Verbeugung näher getreten war und die beiden Damen scharfer ins Auge gefaßt hatte. „Doch werde ich suchen, das Vertrauen

zu rechtfertigen, das Sie auf die Empfehlung eines mir völlig unbekanntem Cavaliers in mich gesetzt haben.“

Die Fürstin hatte ihn, ohne sich zu erheben, mit einer anmuthigen Bewegung der Hand gegrüßt; sie war eine Frau von zarter Gestalt, dem Anscheine nach groß, ihr Gesicht hatte angenehme Züge und jene durchsichtige Färbung, welche ihr nervöser Zustand erklärte; blondes Haar scheidete sich auf ihrer milchweißen Stirne. Sie trug ein weites, weiches Gewand von kostbarem indischem Stoffe, sonst aber keinen Schmuck, nicht einmal einen Ring. Ihre Gefährtin — ob sie eine Verwandte oder Gesellschafterin sei, hätte ein in der großen Welt erfahrener Mann gleich auf den ersten Blick errathen, Doctor Sill war darüber im Zweifel. Sie hatte sich bei seinem Eintritt ein wenig erhoben und ihn mit einem flüchtigen Augenausschlag gegrüßt, dann aber saß sie wieder ernst und ruhig, den Blick auf ihre Arbeit geheftet, bis auf das Spiel der schlanken Finger fast unbeweglich. Sie war sorgfältiger als die Fürstin gekleidet und hatte ein schönes regelmäßiges Gesicht, das nur sehr blaß war, von einer Flut langer, schwarzer Locken beschattet.

Der Arzt mußte sich setzen. „Liebe Constance!“ sagte die Fürstin bittend. Die junge Dame stand auf und verließ das Zimmer. Mit leiser Stimme begann nun die Fürstin von dem Zustande ihrer Gesundheit, von ihren Leiden und Anfällen zu sprechen, der Arzt vervollständigte seine Einsicht durch ehrerbietige Fragen, bei welchen die Kranke nicht selten heiß erröthete, so weit entfernt sie auch waren, ihr Zartgefühl zu beleidigen, wenigstens nach doctorlicher Meinung. Er wußte bald, bis zu welchem Grade die Verstimmung des Nervensystems, mit welcher er hier zu kämpfen hatte, gediehen war und hätte sich gern bis zu den Quellen derselben, den verschwiegenen Ursachen, gewagt, indessen sagte ihm sein gesunder Verstand, daß solches einzig und allein seiner Combinationsgabe überlassen bleiben müsse.

„Wollen Sie so gütig sein, jene Klingel —?“ bat die Fürstin, als die Conferenz geendigt schien.

Er hatte noch manche Frage auf dem Herzen, doch verschob er sie und stand auf, dem Wunsche der Fürstin zu genügen. Vielleicht that er es zu kräftig, denn bei dem lauten Schalle der Klingel zuckte es wie ein Schreck durch die Glieder der nervenschwachen Frau. Ehe der Ton noch verhallt war, erschien in der Thüre das apfelrunde, rothbäckige Gesicht der Bode, die den Doctor in das Zimmer der Fürstin gewiesen hatte.

„Constance!“ sagte die Fürstin mit einer leichten Erhebung des Tones, worauf das Mädchen eilig wieder verschwand.

Es trat eine Pause ein, die Fürstin sah nach der Thüre und wechselte ungeduldig ihre Stellung. Nach kurzem Harren kam die junge Dame, that von der Schwelle aus einen kurzen, scharfen Blick auf die Ruhende und nahte dann wieder mit gesenkten Augenlidern. Doctor Sill hatte Muße, sie nun genauer zu betrachten, sie war in der That sehr schön, aber gewiß leidend, denn um ihre Lippen, welche noch den unentweiheten Purpur der Jugend trugen, zuckten Linien, welche dem Seelenkundigen nicht entgingen.

„Thee!“ sagte die Fürstin etwas scharf.

Doctor Sill stand auf und empfahl sich. — „Sie bleiben nicht?“ fragte die Fürstin mit unruhiger Stimme. Der Arzt versicherte, noch mit seinem Collegen Rücksprache nehmen zu müssen, damit Ihre Erlaucht morgen gleich ihre Cur beginnen könne, und schleppte dann den schweren Sammetstessel, den er glaubte fortstellen zu müssen, mit großer Mühe an die Wand, was der Fürstin ein befremdetes Lächeln entlockte.

Als er fort war, traf Constance die Anstalten zum Thee, schnell und geräuschlos, von der sinken Zofe unterstützt, welche in das Zimmer geschlüpft war. Die Fürstin hatte den Kopf zurückgelegt und sah ihnen träumerisch zu. „Constance!“ hauchte es leise von ihren Lippen.

Die junge Dame, eben mit den Theelöffeln beschäftigt, überhörte ihren Namen. Der Fürstin Wangen rötheten sich. „Constance!“ rief sie so laut, daß diese erschrocken nach ihr blickte. „Erlaucht?“ fragte sie betroffen.

„Sie hören nicht!“

„In der That, Erlaucht, ich habe nichts gehört. Ich bitte um Verzeihung.“

„Schon gut, liebes Kind,“ sagte die Fürstin und lehnte sich wieder zurück.

„Was befehlen Sie?“ fragte Constance.

„Nichts, nichts,“ antwortete die Fürstin. „Ich würde es ja sagen.“

Constance fuhr fort, ihren Thee zu bereiten und brachte dann der Fürstin die kostbare Mundtasse.

„Wo waren Sie, Fräulein?“ fragte die Fürstin, den Thee nehmend.

„Wann, Erlaucht?“ entgegnete Constance.

„Fragen Sie noch?“ sagte die Fürstin und setzte die Tasse hart auf den Tisch. „Als Sie mich vorhin so lange warten ließen!“

„Erlaucht!“ sprach Constance staunend. „Ich kam, sobald ich gerufen wurde. Galt die Klingel mir?“ Sie hob bei diesen Worten ihre Augen, welche sie, auch wenn sie mit der Fürstin allein war, stets niedergeschlagen hielt, mit einem festen Blicke auf ihre Gebieterin, welche sich gleich die ihrigen mit der Hand verhüllte.

„Constance, ich bitte Sie!“ rief die Fürstin.

Das Fräulein senkte ihre Augen schnell wieder zu Boden, während ein bitterer Zug ihren Mund verkrampfte. Darauf trat eine tiefe und lange Pause ein. Das Kammermädchen hatte das Zimmer längst verlassen, die Fürstin lag auf ihrer Couchette und schien in Gedanken verloren, Constance hatte sich still niedergesetzt und ihre Arbeit wieder aufgenommen. Man hörte das Rauschen der Traun an den Brückenpfeilern, wenn das laute Treiben der Spaziergänger, welche den Sommerabend genossen, momentan verstummte.

„Liebe Constanze!“ sagte die Fürstin endlich mit sanfter Stimme.

„Erlaucht?“

„Wollen Sie nicht morgen die Messe besuchen? Swan kann Sie begleiten und an der Kirchthüre auf Sie warten.“

„Wenn Sie mir das erlauben,“ antwortete Constance, „so nehme ich es mit Dank an. Ich habe die Messe so lange nicht besucht.“

„Wir sind schon manche Woche auf Reisen,“ sagte die Fürstin. „Beten Sie auch für mich!“

„Das will ich thun,“ erwiderte Constance ergriffen. Es trat wiederum eine Pause ein.

„Haben Sie mich lieb, Constance?“ flüsterte die Fürstin, ihr die Hand reichend.

Constance nahm und küßte sie. „Erlaucht!“ sagte sie gerührt.

„Es ist kaum möglich,“ seufzte die Fürstin. „Doch kein Wort mehr. Der Arzt hat mir vor allen Dingen Ruhe empfohlen. Wollen wir den Schlaf suchen?“

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

(Hundeverstand.) Eine belgische Zeitung erzählt folgendes Beispiel von der Klugheit eines Hundes, das wir weiter berichten, ohne es verbürgen zu wollen. Vor vier Monaten fand der Apotheker einer kleinen Stadt in der Nähe von Brüssel, als er Abends nach Hause kam, an seiner Thüre einen armen Hund, der jämmerlich winselte. Der Apotheker versuchte den Hund fortzujagen und dieser machte auch einen Versuch aufzustehen, aber er sank unter noch schmerzlicherem Winseln bald wieder um. Der Apotheker bückte sich nun, um zu sehen, warum das Thier so winselte und bemerkte, daß es ein Bein gebrochen hatte. Der Apotheker konnte sich nicht entschließen, den armen Hund, mit dem er Mitleid fühlte, ganz ohne Hilfe zu lassen; er nahm ihn vielmehr mit in sein Haus hinein, verband ihm die Wunde so gut als möglich und nahm sich vor, ihn so lange bei sich zu behandeln, bis das gebrochene Bein geheilt sein würde. Nach zwei Monaten konnte das Thier wieder ganz gut gehen und fühlte durchaus keinen Schmerz mehr; da öffnete denn auch der Apotheker, der den Hund nicht ganz behalten wollte, die Thüre seines Hauses, freischelte ihn zum Abschiede, wies auf die Straße hin und jagte ihn fort. Der Hund sah seinen Wohlthäter fragend an, lief fort und der Apotheker sah ihn nicht wieder. Er hatte ihn vergessen, als er vor einigen Tagen Abends gegen neun Uhr etwa an seiner Thüre Krachen hörte. Er horchte und hörte nun auch wiederholtes Bellen, als wenn ein vierfüßiger Besuch bitte, man möge ihm aufmachen. Der Apotheker wurde neugierig und öffnete die Thüre. Als bald sprang der Hund, den er geheilt und gepflegt hatte, freudig herein. Aber er war nicht allein, ihm nach hinkte ein unglücklicher Pudel, der die rechte Vorderpfote traurig hängen ließ. Der Hund lief bald von dem Pudel zu dem Apotheker, bald von diesem zu jenem und schien ihm seinen unglücklichen Begleiter vorstellen und ihn bitten zu wollen, für denselben das zu thun, was er früher für ihn selbst gethan hatte. Natürlich verweigerte der in so eigenthümlicher Weise aufgeforderte Apotheker seine Hilfe nicht.

(Eine Spitzbubenfalle.) Ein Polizeipräsident von Paris pflegte vor einiger Zeit wie der berühmte Kalif Harun al Raschid Abends ohne Begleitung, aber wohl bewaffnet, die Straßen der Stadt zu durchwandern, um zu sehen, ob seine dienstbaren Geister immer und überall ihre Schuldigkeit thäten und wehe dem Polizeichef, der nachlässig erfunden wurde, denn am andern Tage wurde er sicherlich seines Amtes entlassen.

Einst in der Nacht wurde der Herr Polizeipräsident in einer einsamen Straße von einem Manne angehalten, der ihn packte und ihm zurief: „das Geld oder das Leben!“

Der Präsident war im Anfange versucht, dem Uebelthäter eine Kugel vor den Kopf zu schießen, er bemerkte aber, daß der Räuber ein junger Mann von kaum achtzehn Jahren war, den die Noth zu diesem Schritte getrieben zu haben und der kein

gewöhnlicher Verbrecher zu sein schien. Er zog also seine Börse heraus und gab sie ihm.

„Mein Herr,“ sprach der Dieb, indem er sich entfernte, „vergessen sie mich.“

Das lag aber gar nicht im Sinne des Präsidenten, der im Gegentheile am andern Morgen einen Polizeichef rufen ließ und zu ihm sagte:

„Ich bin in der vorigen Nacht beraubt worden und habe keinen Schatten von Polizei gesehen. Die Bewohner der Stadt sollen aber zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ausgehen können, ohne sich der Gefahr auszusetzen, beraubt zu werden. Sie müssen den Thäter ermitteln; er ist klein, hager, schwarz gekleidet.“

„Ich werde Alles aufbieten,“ antwortete der Angeredete, „und heute Abend Bericht erstatten.“

Der Abend kam und der Beamte gestand, daß er noch nichts entdeckt habe.

„Ich aber habe meinen Mann,“ antwortete der Präsident; „er ist bereits in Gewahrsam.“

Der Präsident hatte ein ganz einfaches Mittel, die Diebe erkennen zu lassen, die ihn beraubt hatten und er ging auch eigentlich bloß aus, um sich berauben zu lassen. Er trug nämlich in seiner Börse immer nur Geldstücke, die in eigenthümlicher Weise bezeichnet waren. Die Kaufleute waren von ihm im Stillen auf so bezeichnete Geldstücke aufmerksam gemacht worden und sobald der Dieb ein solches irgendwo wechseln wollte, wurde er sofort verhaftet.

(Heirathen auf Widerruf.) Wir rathen denjenigen emancipationslüstigen Frauen, und jenen Männern, welche in der Ehe auf Lebenszeit eine lästige, unwürdige Beschränkung sehen, in die französische Besitzung am Senegal in Africa auszuwandern, denn dort ist es Landesitte, nur Heirathen auf Widerruf einzugehen. Man behauptet auch, daß sich diese Einrichtung vollkommen bewähre und daß Frauen und Männer vollständig damit zufrieden wären. Namentlich suchen die Männer sich Frauen auf Zeit unter den schönen sogenannten *Signar* en.

Diese stammen von europäischen Vätern ab, sind vollkommen frei und können unbeschränkt über ihr Thun und Lassen verfügen. Von mütterlicher Seite stammen sie von den ehemaligen Besitzern des Landes und ihr Name, den sie behalten haben, deutet ihren Adel an. Zum allergrößten Theile sind sie außerordentlich schön und anmuthig und sie erwarten nichts weiter, als daß ein Weiser seine Augen auf sie werfe und sie an die Spitze seines Hauswesens stelle. Keine Ceremonie weicht die so natürlichen und einfachen Verbindungen. Die neue Hausfrau, die sich ein Mann in solcher Weise erwählt hat, nimmt den Namen desjenigen an, mit dem sie lebt, und die Kinder, welche aus diesen Verbindungen hervorgehen, tragen ihn ebenfalls. Uebrigens kennt sie keine Neue über ihren Fehltritt — da es dort keiner ist, und schämt sich ihrer Stellung nicht, weil die Sitte sie in Schutz nimmt. Sie geht des

Sonntags in die Kirche wie gewöhnlich, ohne daran zu denken, daß dem Gott der Christen die Ehen, welche nicht durch einen Priester geweiht worden, ein Gräuel sein könnten. . . Uebereinstimmend erklärt man, daß die allermeisten dieser Ehen auf Widerruf die glücklichsten sind, welche man sich denken kann und oftmals verheirathet sich der Europäer, wenn er seine Kinder um sich her heranwachsen sieht, zuletzt unwillkürlich mit der Frau, die ihm treu geblieben ist, die ohne Klage alles ertragen und sich stets als die gehorsamste und diensteifrigste der zahlreichen Diener des Mannes bewiesen hat. Die Signarren sind, wenn auch glühend in der Leidenschaft wie die Sonne ihrer Heimath, doch auch vorzugsweise träge wie alle Orientalinnen und verbringen die Tage unthätig, ohne etwas zu wünschen und ohne sich über etwas zu grämen; ihre hauptsächlichste Beschäftigung ist der Pug und sie können Stunden lang damit hinbringen, die Zähne, die perlenweiß sind, mit einer gewissen schwammigen Wurzel zu reiben und ein Band oder ein seidenes Tuch auf tausenderlei verschiedene Weise anzuzuwenden. . . Ihre Unterhaltung besteht meist darin, daß sie, auf weichen Decken liegend oder in Hängematten sich schaukelnd, dem Tanze einer Selavin zusehen und nur selten überfällt sie selbst die Tanzwuth. Wird indeß die Eifersucht in dem Herzen einer jungen Signarre geweckt, dann wehe dem Ungetreuen, denn sie zögert nicht, den Mann, der ihre Reize einer andern nachsetzt, durch Gift zu bestrafen, während sie sich gelassen und ruhig von ihm trennt, wenn er sie entläßt, bevor er noch untreu wurde.

(Musikalische Wettkämpfe und die Harfe in Irland.) Seit den frühesten Zeiten bis zu unseren Tagen hat sich in Irland die Sitte der musikalischen Turniere oder Wettkämpfe erhalten. Sonst hatte jede Stadt, jedes Dorf eigene Harfenspieler; in den verschiedenen Provinzen wurden große Feste veranstaltet und die Musiker wetteiferten da, um die Ehre ihrer Stadt oder ihres Stammes zu erhalten. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde ein berühmter irischer Harfenspieler von einem wälschen öffentlich zu einem Wettspiele herausgefordert, das in Dublin in dem Sitzungssaale des Unterhauses abgehalten wurde, denn die irischen Abgeordneten setzten ihre Sitzungen aus, um die beiden Segner zu hören. Der Preis wurde dem Irländer, Duiganan, zuerkannt. Die Harfe ist aber auch seit den ersten Zeiten der Civilisation ein heiliges und nationales Instrument gewesen. Die Harfe bildete ein unantastbares Eigenthum. Das Gesetz erlaubte, einen Schuldner einzusperren, aber die Harfe durfte ihm nicht genommen werden. Als Irland zum Christenthum bekehrt wurde, ließen die Bischöfe das dem Volke so theuere Instrument in den Kirchen zu und die Harfenspieler begleiteten die frommen Gesänge mit ihrem Spiele. Erst die puritanischen Eroberer unter Cromwell zertrümmerten, wie sie alle Heiligenbilder zerschlugen, alle Harfen, die sie erblickten, und seitdem ist dieses Lieblingsinstrument der Irländer so ganz aus dem Lande verschwunden, daß man

es fast nur noch auf dem Landeswappen sieht. Dagegen ist der — Dubelsack das Nationalinstrument geworden, und da den Irländer die Streitlust nie verläßt, so giebt es denn oft Wettspiele zwischen zwei rivalisirenden Dubelsackspielern. Solche Wettspiele werden sehr häufig gehalten, in den Dörfern meist vor den Kirchen, wo die ganze Gemeinde nach Beendigung des Gottesdienstes versammelt bleibt, um den Dubelsackseifern zuzuhören. Die graubärtigen Alten bilden dabei die Schiedsrichter, welche entscheiden, wer den Preis davongetragen habe.

### Generalcorrespondenz.

In welchem Ansehen der Tanz überhaupt und die Polka insbesondere noch immer in Paris steht, oder — wie selten die Tänzer dort sind, beweist der merkwürdige Umstand, daß ein junger Fremder, der sich eben in Paris befindet, leidenschaftlich und sehr gut tanzt, überall hin eingeladen wird, ohne daß man ihn kennt, blos weil er in dem Rufe steht, ein guter Walzers- und Polkatänzer zu sein. Das erinnert an jenen französischen Emigranten, der vor vierzig Jahren in London lebte, ein ganz gewöhnlicher Mensch war, aber täglich wenigstens drei Einladungen in die vornehmsten Familien erhielt, weil er in dem Rufe stand, er verstehe — einen ganz besonders guten Salat zu machen.

Wir haben kürzlich erzählt, daß ein speculativer Parfumeriefabrikant in Paris Bettel mit Ankündigungen seiner Fabrikate an die Decorationen eines Theaters kleben lasse. Dieser Gedanke ist sofort aufgegriffen und weiter ausgebildet worden. Man hat nämlich mehreren Theaterdirectoren den Vorschlag gemacht, ihnen den Vorhang — abzumiethen oder für einen Abend abzukaufen, um ihn mit Ankündigungen aller Art zu bedecken, so daß die Zuschauer statt des ewigen Einerleis des gemalten Bühnenvorhanges in den Zwischenacten eine — Industrieausstellung in Bildern vor sich hätten. . . Dadurch wäre den Leuten zugleich die Erleichterung verschafft, daß sie die Annoncen in den Zeitungen nicht zu lesen brauchten, während sie im Theater dieselben ansehen müßten. . . Es sollen einige Theaterdirectoren wirklich in den Vorschlag eingegangen sein, weil man ihnen eine bedeutende Summe für dieses Vermiethen des Vorhangs bot, und so wird derselbe nächstens in den Zwischenacten als neues Intelligenzblatt erscheinen.

Da wir einmal von dem französischen Speculationsgeiste sprechen, der nie um neue Anlockungsmittel verlegen ist, so erwähnen wir auch das neue Mittel, welches mehrere Modehandlungen seit einiger Zeit anwenden, um ihren Absatz zu vergrößern. Einer ihrer Commis, der ein hübscher junger Mann sein muß, schlenbert an der Auslage der Handlung hin und her oder steht davor und betrachtet sich die Herrlichkeiten. . . Wenn dann ein Mädchen sehnüchtig ebenfalls stehen bleibt, was sehr häufig geschieht, so tritt der Commis zu ihr und sucht ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. . . Das arme Mädchen weiß nicht, ob der junge Herr auf ihre schönen Augen, oder auf ihre Börse

speculirt. Von der Galanterie bis zur Koketterie ist nur ein Schritt. Der Commis fordert die schöne Neugierige auf, doch einzutreten, da das Ansehen nichts koste, und giebt ihr halb und halb zu verstehen, er möchte ihr wohl eine Kleinigkeit anbieten. Hat er sie einmal in den Laden hinein, so fordert er sie auf, sich auszuwählen, was ihr gefalle. Sie nimmt die Complimente und die Waare an. So weit wäre Alles recht gut, in dem Augenblicke aber, als die arme Leichtgläubige, innerlich vielleicht erfreut, daß man sie zu verlocken versuchte, den Laden verlassen will, nennt der Commis an der Cassé den verkauften Artikel und den Preis desselben. Sie erkennt nun, zu spät, daß diese Schmeichler von Commis auf Kosten der jungen Damen leben, die auf sie hören, und muß wohl oder übel bezahlen. —

Bekanntlich starb vor Kurzem in London die Prinzessin Sophie Mathilde von Gloucester, und es hat sich seitdem ergeben, daß sie, und folglich die ganze königliche Familie von England, mehrere arme Verwandte in — Frankreich hat. Unter der Regierung Ludwigs XV. sah sich nämlich ein gewisser Lombard, ein reicher Protestant in Languedoc, genöthigt, Frankreich zu verlassen, um den gegen seine Glaubensgenossen gerichteten Verfolgungen zu entgehen. Er ließ sich in London nieder, wo eine seiner Töchter, eine berühmte Schönheit, sich mit Georg Walpole, dem Bruder des berühmten Ministers Robert Walpole, verheirathete. Aus dieser Ehe entsprang eine Tochter, welche Herzogin von Gloucester wurde. Die anderen Verwandten Lombards blieben in Frankreich, und die verarmten Nachkommen leben noch da, wahrscheinlich ohne zu wissen, daß die Königin von England ihre Cousine ist. —

Ein neuer Beweis davon, daß in London die Schauspielkunst keine Freunde mehr zählt, und daß nur das Ballet noch Anziehungskraft für die Lords und Ladies besitzt, ist der Umstand, daß man Alles dort anbietet, um das Ballet so prachtvoll als möglich auszustatten. So sind für die nächste Saison die jetzigen berühmtesten Tänzerinnen sämmtlich an ein Theater engagirt, die Ferrito nämlich, die Grahn, Carlotta Grifi, die Elster und die Taglioni. Schlimme Ausichten für den Weltfrieden! Daß sich für jede dieser ersten Tänzerinnen eine Partei bilden wird, daß diese verschiedenen Parteien einander wüthend bekämpfen werden, kann auch, der voraussehen, welcher kein Prophet ist, und England muß sich bewusst sein, unerschütterlich festzustehen, da das Ministerium ruhig zusieht, wie die Fackel solcher Zwietracht in das Land geworfen wird. —

Der englische Premierminister, Sir Robert Peel, ist nicht bloß ein großer Staatsmann, sondern nebenbei auch ein großer Kunstkenner und reicher Kunstfreund. Er besitzt vielleicht die größte Privatsammlung von Gemälden in England und vermehrt dieselbe noch fortwährend. Jetzt läßt er auf seinem Landgute Drayton eine Galerie von hundert Fuß Länge bauen, in welcher er die Portraits der ausgezeichnetsten Personen unserer

Zeit aufstellen lassen will. Die ganze Galerie wird aus geschliffenem Eichenholze und geschliffenem Marmor ausgeführt. — (Das thut ein englischer Minister, dessen Vater Baumwollenspinner war, zu seinem Privatvergnügen und das Land Sachsen scheut sich noch immer, vielleicht eine Million Thaler für den Bau eines Museums aufzuwenden, um in demselben eine unschätzbare Gemäldesammlung in würdiger und sicherer Weise aufstellen zu können!) —

Ein ebenfalls ausgezeichnete Freund und Förderer der Kunst ist bekanntlich der König Ludwig Philipp, der namentlich große Summen darauf verwendet, merkwürdige Ereignisse aus seiner Regierungszeit bildlich darstellen zu lassen. Jetzt hat er wiederum den Maler Allaur aus Rom kommen lassen und nach London geschickt, damit er dort den Londoner Stadtrath male, wie er im vorigen Herbsté Sr. Majestät vorgestellt wurde. Das Gemälde soll 20 Fuß lang und 15 Fuß hoch sein und wird die Portraits der sämmtlichen vierzig Mitglieder des Stadtrathes enthalten, die dem Maler besonders sitzen. —

Von einem andern berühmten französischen Maler, Ingres, erzählt man eine hübsche Anekdote. Es erschien nämlich vor einiger Zeit früh ein Bildhauer bei ihm, der keine Beschäftigung hatte und sich in großer Noth befand. Der Maler lag noch im Bette und hatte die Nachtmüge über die Ohren hereingezogen. „Herr Ingres, ich bin . . . der Bildhauer.“ — „Ah Sie sind . . .?“ — „Herr Ingres, ich habe keine Beschäftigung.“ — „Sie haben keine Beschäftigung?“ — „Herr Ingres, ich bin Familienvater.“ — „Ah, Sie sind Familienvater!“ — „Herr Ingres, ich habe mich mit einem Gesuche an den Minister des Innern gewendet, aber er hat mir nicht geantwortet.“ Herr Ingres machte es wie der Minister des Innern, das heißt, er antwortete nicht und wendete sich im Bette mit dem Gesichte nach der Wand zu; nach zehn Minuten war er sogar wieder eingeschlafen. Der Bildhauer ging fort und vermüthete die Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit des großen Malers für fremde Leiden. — Aber acht Tage nachher erhielt er die Aufforderung, eine Statue für das Stadthaus zu liefern, auf die Empfehlung des Herrn Ingres, wie es hieß. — Ingres ist ein Sonderling. —

Wir empfehlen, bei uns die Art einzuführen, wie man in Georgien eine Dame begrüßt. Es wäre gewiß ein Fortschritt und unsere Zeit ist ja günstig für alle Fortschritte gesinnt. Also eine Georgierin wird auf folgende Weise begrüßt. Der Herr geht auf sie zu, erfaßt ihre Hand und führt sie an seine Lippen, worauf sie den Herrn auf den Mund küßt. —

Da wir bei der Mittheilung der Ansicht von Monaco das Gerücht erwähnten, der Fürst wolle sein Fürstenthum für eine Leibrente verkaufen, so dürfen wir auch nicht verschweigen, daß er diesem böswilligen Gerüchte amtlich widersprechen läßt. —